

Umbrische Reisegeschichtelein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

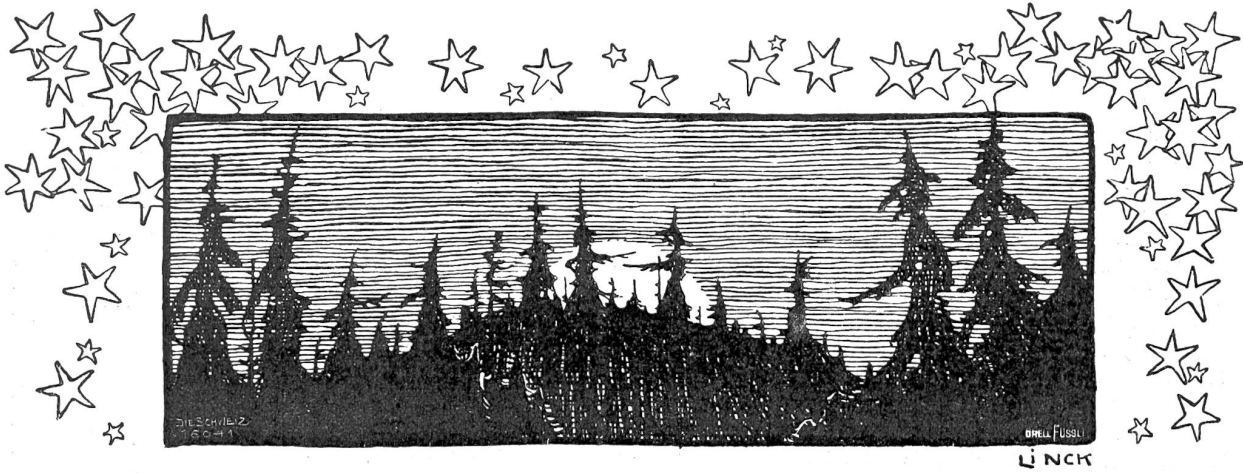
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schickſal

Wohl eine Stunde nach Betenszeit,
 Da wächſt der Mond aus den Flühen
 Und zieht in einsamer Herrlichkeit
 Hoch über Menſchen- und Erdenleid
 Und ihre Freuden und Mühen.
 Schon fährt er tief in den Abend ein
 Und birgt ſein Licht in den Fängen
 Verwehter Wolken, die nebelſein
 Wie Schaumgerieſel und Tränenschein
 Ihm hell ins Angeſicht hängen.
 Und höher ſteigt er — ins Himmelherz
 Wirft er die Flut ſeiner Strahlen.
 Aufglänzt der Himmel in Stahl und Erz...

Da lenkt der Einſame erdenwärts
 Die Bahn zu irdiſchen Qualen.
 Es fällt ſein Bildnis hinab ins Meer —
 O Wunder, ſeligſtes Schauen!
 Ihm kommt entgegen in blanker Wehr
 Ein Weſen, ein Licht — ein Mond wie er
 Winkt aus dem Meere, dem blauen.
 Doch zwiſchen ihnen iſt ausgeſpannt
 Der Raum von unten und oben —
 Und ſpringt der Mond bis zum Weltenrand,
 Nie hat ſein ſuchender Sehnsuchtsbrand
 Ein Licht zum andern gehoben...

Maja Matthey, Zürich.

Umbriſche Reiſegeſchichtelein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

9. Im Felſenſtädtdchen Narni.

Es war tiefer Abend, und Straße und Merafluß waren ſchon ganz in violette Schatten gehüllt, als ich hoch ob dem ſchwarzen Wald in den Felſen mit Mauern und Türmen ein Städtchen ſah. Mit den Füßen feſt im Geſtein, aber die ſchönen Schultern in den ſchwindelnd blauen Himmel gehoben, war es im Verlöſchen der Sonne wie ein Werk halb aus Himmel, halb aus Erde anzuschauen. Ich ſtieg den Hügel hinauf und ſchloß in einer Kammer mit offenen Fenſtern und einem wunderbaren Blick in die dämmernde Abendlandschaft in der Tiefe. Beim Erwachen aber ſchien der ganze luſtige Morgenhimmel durch dieſe Fenſter hereinzustürmen.

In den Stufengäßchen und auf den offenen Plätzen war es herrlich herumzuvagabundieren. Da ward nun doch einmal nichts als italieniſch geſprochen. Heißer Sommer lag auf den grauen Dächern. Die Fliegen ſummten. Nun liegt Deutschland im Gebirg oder Meerbad, England allenfalls noch in einem kühlen Muſeum von Perugia oder

Siena; aber die Herrſchaften aus Rom und Florenz niſten ſich hier oben im Abruzzengebiet ein. Die italieniſche Seele iſt ungeſtört in ihrem Haus.

Narni hat ſeine Kathedrale, eine alte, feierliche Baſilika, ſeinen Biſchof, ſein Rathhaus, ſeine Brunnen, Abbati und Nonnen, ſeine mittelalterliche Burg, ſeine Signori, es hat ſeine läſterlichen Bettler, ſeine Schelmen und ſeine ſehr ſchönen, tief verſchleierten Matronen. Am Palazzo Comunale herrſcht ſchon um zehn Uhr vormittags eine ſengende Hitze. Aber zwiſchen ein und zwei Uhr nachmittags kam der Meerwind wie immer und ſtrich erfrichend über die Ziegel und heißen Köpfe. Nun ward Narni munter. Das Laufen und Plappern in den Gaſſen fing an und wurde gegen Abend immer ſtärker und für den Fremdling entzückender.

Die Leute ſind meiſt klein und mager und haben ein ſonnverbranntes Geſicht. Sie ſingen das A und rollen das R in ihrem ſtädtiſchen Namen auf eine unnachahmlich ſüße Art. Man ſagt, ſie konnten das

R früher überhaupt nicht ausprechen. Denn in den grauen Etruskertagen hieß die Stadt Nequinum und war ohne Zungenbeſchwerde zu ſagen. Aber die Römer, die keinen Buchſtaben ſo lieben wie das ſpeer- und panzerklingende R, nannten die Stadt Rarnia, und die weichern Nachkommen laſſen es heute mit einem milden J ausklingen.

Ohne weitem Zweck, einzig zum Uebernachten, war ich hergekommen. Aber nun blieb ich Tage und Tage hier und kam faſt nicht mehr fort. Denn gar kurzweilig iſt es in ſo einem klaſſiſchen Häuſerneſt. Und man wohnt in Narni wie an der Türe zu den wichtigſten und feinſten Stuben der Welt. Noch ein paar Stufen hinab, und man ſteht vor der gewaltigen Campagna mit ihrem urweltlichen Hirten- und Hiſtorienodem. Da hocken wir Leutchen uns denn gern noch einmal zuvor an der gaſtlichen Narniſchwelle ſo recht ſchwalbennestlich zuſammen. Aber auch ſchon mit etwas Zugvogelgeiſt! Man verſucht ſchon leiſe ſeine Fittiche. Ein paar ſchöne Schwünge oſtwärts, und man ſieht auf den Gipfeln des Gran Saffo. Aber heute und morgen und übermorgen bleiben wir hier und halten uns recht warm!

Das Städtchen iſt klein. Ich kannte bald den Pfarrer dieſer und jener Kirche, den früheſten Eisverkäufer, den lauteften Zeitungsjungen, den älteſten Bürger und den Laden, wo man für ein paar Soldi ſo zuſagen alles und noch einiges kaufen konnte, vor allem ganz wunderbare Schuhſchnüre. Und haltbare Schuhſchnüre ſind etwas Wichtiges im Menſchenleben. Wenn ſie reißen, hält kein Schuh mehr, gibt es keinen richtigen Erdenſchritt, iſt alle Ordnung und Diſziplin des Lebens zunichte. Aber Schnüre, gewichſt und glänzend, wie die des Händlers Bornio, die ſein Bursche Vittorio dreimal durch die Tigerzähne gezogen, um ihre irdiſche Unverleghlichkeit darzutun, ſolche Schnüre geben dir einen feſten Schritt und damit einen wahrhaft männlichen Charakter. Du fühlſt dich groß, ſtark, einheitlich, du holſt aus wie ein Rieſe, die Welt dünkt dich klein. Nichts iſt dir unerreichbar. Du lachſt. So eine Kleinigkeit, wie Schuhſchnüre! Aber ich ſage dir, an dieſer Kleinigkeit hängt der ganze Menſch.

Auch die Muſikanten von Narni und den Organiften Leponti kannte ich ſofort, den Lüncher Berani aus Neapel und das Fräulein Bigna, das rote und blaue Naſtücklein ſtraßauf, ſtraßab verkauft und bei allen Heiligen von Umbrien beteuert, daß ſie nicht abfärben. Und zum Beweis ſchneuzt ſie allſogleich in ſo ein rotes Tuch und zeigt es triumphierend her: Ecco, was rot iſt, bleibt rot, und die weißen Tupfen bleiben weiß. Nun hat das Jüngferlein ja freilich ein ſehr ſchönes Stulpnäſlein, ſodaß dieſe Reklame immer noch appetitlich bleibt. Ja, es gibt Bürſchchen in Narni, die dann gerade ſo ein Muſterfaſſoletto wollen, in das Tezeſa Bigna ſich vorwiegend geſchneuzt hat, und das Mädchen iſt ſchlaugenug, den roten Fehern ſogleich um zwei Soldi teurer anzubieten.

Aber ich kannte auch die drei vornehmſten Anaben aus dem altadeligen Geſchlecht der Portaglioni,

die immer miteinander in einem unvergleichlich kavalieren Schritt die Gaſſen niederspazieren, Ellbogen in Ellbogen, ſich auch im engſten Sträßchen nicht loſlaſſen, ſodaß man ihnen ausweichen muß, und die dann und wann eine halbe Zigarette einem Barfußjungen vor die Füße werfen und ſagen: Carling, da, Rauch ſie fertig! Und Carlo Seſtini, der Sohn des Portiers im Palazzo Portaglioni, nimmt ſie flink auf und pukt das Mundstück ab, nicht etwa aus Ekel, ſondern aus Ehrfurcht, und raucht dann demütig und glücklich den Reſt fertig. Weiter unten gegen das Riſtorante del Re ſteht einer der Prinzen dem Balzo Feda auf die nackten Fehern, weil er ihn ſo verwundert angeglockt hat, und ſagt mit ſeinem feinen Herrenſtimmelein: „Schrei nur, du Laſſe! Warum gaffſt du mir ſo dumm ins Geſicht! Da haſt du's!“ Jedoch, vor dem Albergo di Luna ſchwingen alle drei ihre Panamas in einem flotten Kreiſel über dem glatt gekämmten Scheitel und grüßen ritterlich an ein Fräulein von ſechzehn Jahren hinauf, das am Fenſter ſißt, bleich und kühl, als friere es da oben im Schatten, und ſich doch in feierlichem Hin und Her die Wangen fächelt. Das iſt das Nichtlein des Biſchofs! Es nickt ein bißchen und lächelt ſchwach hinunter. Und die drei Ritter verneigen ſich auch ein wenig. Aber der bleichſte von ihnen mit den ſchwärzeſten Augen, der gleiche, der vorhin den armen Zeitungsbuben Balzo ſo grauſam mit dem blanken Stiefel getreten hat, wirft hinterher mit ſeiner ſchmalen Ariſtofratenhand einen galanten Kuß hinauf. Jetzt errötet das frierende Kind oben am Geſimſe und deckt ſich ſchnell das Geſicht mit dem Fächer. Und ſo bleibt es, bis die Jünglinge längſt um die Ecke verſchwunden ſind. Dann ſchaut es fuſtſam in die Gaſſe, ob wohl jemand etwas bemerkt habe. Dann lächelt es leiſe und ſchließt die Augen halb und erlebt das ſüße Ereignis noch einmal und friert auf einmal nicht mehr. Da knarrt die ſchwere Türe hinter ihr im dunkeln Zimmer auf, und die ſchwarzverſchleierte Mutter, ein großes Gebetbuch in der Hand und ſchon einen ganzen Kerzenreichen Gottesdienſt in den Augen, ruft leiſe: „Kind, komm, es iſt Zeit!“ — „Gern, gern,“ klingelt das Mündchen der Kleinen, wirft ein weißes Spizentuch über das kohlschwarze Haar und geht mit der Mutter in die Abendandacht. O, es kann jetzt fröhlich beten! Ganz tapfer iſt ihm zumute. Beſonders für einen Menſchen will es beten. Ja, für ihn ganz allein diesmal. Denn er ſelber betet wohl nicht mehr viel und iſt ein gefährlicher Knabe. Aber am Sonntag — nein, er iſt doch ein guter! — da ſpielt er im Hochamt das Ave Maria auf ſeinem Cello während der Opferung. Es tönt durch die alte Kirche ſüßer als der reinſte und frömmſte Vogelgeſang. Es zwitſchert und zittert und ſeufzt um die alten Marmorengel an den Säulen, zum Onkel Biſchof auf ſeinem geſchnitzten Thron und vor die vergoldeten Türen des Tabernakels. Und der Biſchof blickt vom Pultbuch auf, und Domherr Agni vergißt zu ſchnupfen, und die Mutter ſelbſt, die ſtrenge Donna, nickt auf und ab mit ihrem ſteifen Kinn: „Dieſer Innocente di Portaglioni iſt ein

junger Erzengel, ein Michael oder noch vielmehr ein Gabriel!“ „Nein, Mutter, nein,“ denkt das Mägdlein, „ſo heilig iſt er nicht. Vielleicht jetzt, wo er geigt. Da vergißt er alle Bosheit. Aber in der Stadt plagt er die Mädchen und die Knaben und iſt jähzornig wie ein Gewitter und will, daß ihm alle gehorchen. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arm . . . bitt für Innocente, den armen Sünder, jetzt und in der Stunde unſeres Absterbens! Amen.“

Indeſſen wandern die drei Portaglioni die dämmernden Sträßchen auf und ab, ſchauen alles an, als gehörte es ihnen, reden, mit wem ſie wollen, trinken da ein Glas Eislimonade, kaufen dort ein Biſcuit und laſſen ſich vom Schuhhändler Magazzi das neueſte Paar Herrenſtiefelchen zeigen, grün-gelbes Leder, Schnüre wie goldene Schlanglein, einen Schnitt und eine noble Fußſpiße wie gemacht für ſechzehnährige ſchlanke Cäſarenſchritte. Sie muſtern ſie, ſtoßen ſchnell ein paar Worte aus und gebieten mehr mit der Hand als mit dem Mund: Daß dieſes Paar noch heute abend ins Palazzo getragen wird . . . Schurke, heute abend noch, ſonſt . . . bedeutet Innocente dem Laufbuben.

Ach, ſie haben Geld, dieſe Knaben! Nur einige Sommerwochen wohnen ſie hier oben in ihrem Stammhaus, mit einem Hauslehrer, zwei, drei Dienern und dem Verwalter, alles Leuten voll Buckeln und Bücklingen. Denn die Mutter iſt leider geſtorben, als noch keiner der drei Buben ordentlich laufen konnte, und der Vater politiſiert in Rom und geht den eigenen, wahrlich nicht häuſlichen Freuden nach. Und ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die drei jungen Marcheſi nun laufen, toll und böſe und gewalttätig und in ſo harten feinen Stiefeln, wie ihnen gerade gefällt, ſo vielen Abhängigen dieſe Sohlen auch Schmerzen machen. Später weilen ſie im Meerbad zu Livorno oder in einer Bergvilla gegen Ballombroſa zu. Die übrige Zeit verbringen ſie in Rom. Sie ſtudieren alle drei Rechtswiſſenſchaft und kümmern ſich daneben um nichts als die eigene Reichtthaberei. Aber ſie haben alle etwas Gutes an ſich: einer muſiziert großartig, Cenzo malt vortrefflich, und Piero iſt ein Mathematiker kühler Geiſtes. Dabei reiten ſie, fechten ſie, ſpielen ſie Bocca wie kein zweiter in Narni, und endlich werfen ſie Geld nach allen Seiten aus, und wen ſie wohl mögen, den überſchütten ſie mit den herrlichen Almoſen ihrer Barmherzigkeit.

Wie ſie den Hauptweg herauf zum Palazzo zurückſteigen, kommt der barfüßige Balzo wieder in den Weg. Sicher, er hat auf ſie gelauert. „Vosignoria,“ ſagt er dienſteifrig, „das haben Sie verloren, eccolo!“ Und mit ſeinen Sudelfingern hält er ihnen ein weißleidenes Taſchentüchlein entgegen, das einem der Marcheſi entſchlüpft ſein muß. Denn es iſt mit einem verſchnörkelten Wappen und prachtvollen P in jeder Ecke beſtückt. Demütig hält er das Tuch hin. Und dieſer ewige Innocente mit ſeinem ſo unpaſſenden Taufnamen ſchaut es an, ſpußt hinein und wirft es dem Bettelbuben ins Geſicht: „Teng! Behalt es nur!“ Ich hab' es zufällig er-

haſcht, dieſes elende, hochmütige Teng! Und ſo empört war ich, daß mir die Füße in den Sandalen zitterten wie auf einem ſchwindligen Grat in den Abruzzen. Ah, das ſind nicht mehr die Jungen von Pratinonti und Ferocemonte! Denen ſollte einer auf die Zehen treten oder ſo einen Zehen beſudeltes Almoſen ins Geſicht ſchleudern! Ah, die würden ſo ein Gräslein nicht übel in ihre Hirtenfäuſte packen und aufs Pflaſter ſtrecken! Aber hier ſind es wieder zahme Umbrier und — ach, dieſe Leute kennen das Alphabet! Und das Alphabet lehrt ein wüſtes gemeines Wort, das heißt arm, und ein ſchönes, koſtbar duftendes, das heißt reich! Und das gleiche Alphabet hat ein beſchmutztes und verſpieenes Wort, das lautet: Knecht! Und es hat ein anderes Wort voll glänzender Härte, das lautet: Herr! Merkt euch, ihr Schwachen und Furchtſamen und Dienſtſeligen, dieſes Alphabet gut!

Indeſſen, dieſem Lämmel von einem Balzo bin ich am nächſten Tag vor dem Städtchen begegnet. Er verkauft morgens und abends die römischen Blätter und den „Corriere“. Jetzt war er eben fertig mit dem Morgengang, zündete eine letzte, verkrepelte Zeitung an und hielt ſie tapfer in der Hand, bis ſie ganz Feuer war. Da ließ er ſie fallen, und ich ſah etwas Schlüpfriges und Schnelles aus der Flamme gleiten. Eine Eidechſe! Der Schlingel hatte ſie im „Secolo“ munter verbrennen wollen. Sogleich verſlog mein ſoziales Mitleiden, und ich brummte: Es geſchieht ihm ganz recht, wenn ſie ihm wacker auf die Füße treten!

Am Abend ſaß ich im Scheine der Lampen vor dem Riſtorante Barzola und trank mein Korbfläſchchen Chianti. Der Himmel blühte von ſieben oder acht großen und hunderttauſend ganz kleinen Sternen. Ringsum an den Tiſchchen ward getrunken ſehr ſpärlich und geraucht ganz ungeheuer. In den Nebenſträßlein ſchäkerten die Mädchen und jubelten oder pfiſſen die Gaſſenrangen. Manchmal kam ein Schrei aus dem Dunkel ans Licht zu uns herein. Zuerſt hatte es wie Schrecken geklungen, ward dann aber zahmer, je lichter es ringsum wurde, und ſchien zulezt in Luſtigkeit aufzugehen. Mir war wohl wie nie auf der ſchweren deutſchen Erde. Ich hatte an keine Briefe und Bücher zu denken, an keine eigene Studierſtube, an keine Beſuche, an keine Arbeit und Sorge. Ich war frei. An den Tiſch da konnte ich ſitzen und mit dem Ellbogen auf die Platte klopfen und ſagen: Gebt mir Riſotto und roten Wein! Und ich konnte an den Tiſch dort ſitzen und ſagen: Ich will ein Hühnchen und Maffaroni! Und an einen dritten Tiſch konnte ich ſitzen und befehlen: Hier laßt mich einen Kaffee trinken und ſchweigen und zuhören! Ach, wie frei, wie leicht, wie vergnügt ſaß ich da! Nie waren mir die Hoſen ſo bequem, nie Rock und Weſte ſo weit und luſtig vorgekommen. Es nahm mir den Humor darum auch nicht, als plötzlich die drei vornehmen Jünglinge wieder kamen, Arm in Arm, niemand ausweichend, und ſich, da alle andern Tiſche raſch beſetzt waren, an meine kleine Tafel ſetzten. Allerdings, ſie machten eine ſehr artig entſchuldigende

Verbeugung. Rechts und links zog man tief den Hut vor den Grünschnäbeln ab. Zweimal redete sie eine Notabilität von Narni, der Sindaco und ein prachtvoll aufgepußter Maggiore, an. Aber was die Anaben erwiderten, war ein kurzes Si! No! Si! Mehr schenkten sie keinem Ohr. Dazu rauchten sie sehr feine würzige Zigaretten, deren Duft durch den übrigen Tabakrauch in blauen zierlichen Weihrauchringeln in die Nachtluft flog, ohne sich mit dem allgemeinen Kanaster zu vermischen.

Nun konnte ich sie genauer betrachten. Sie glichen sich im schmalen Gesicht, der geraden Nase, dem zierlichen Mäulchen, den kleinen, abstehenden Ohren aufs Lippföhlchen. Auch das Haar hatten sie halbkurz geschnitten und über dem linken Ohr sauber gescheitelt. Schwarz war dieses Haar, aber noch viel schwärzer waren die großen Augen, die nur ein dünner Kohlenstrich von Braue überwölbte. Es waren Drillinge, zur selben Stunde geboren, in einer regenfinstern Weihnacht um die Zwölfe. Nicht der Glanz des goldigen Bambino, sondern das Dunkel jener Mitternacht hing an ihnen. Doch funkte und zuckte ein heißes Leben von ihren hellen Lippen, und so kalt und ruhig ihre Augen schienen, sie leuchteten doch bei jeder Bewegung wie ein nächtliches Wasser auf.

Sie tranken Gefrorenes mit Schokolade, und der dunkelste von ihnen, der den Becher im Nu auslöffelt hatte, hämmerte mit den langen, wohlgepflegten Fingern ungeduldig auf dem Tisch, als wartete er auf etwas. Er redete kein Wort. Die beiden andern dagegen schwakten mit ihren halbgebrochenen Stimmen über jedes Mädchen, das vorüberwandelte, mit kritischem Blick und herrischer Freiheit.

Da hörte man von ferne ein lautes schrilles Gebrüll: „Novità, novità, ultimi telegrammi!“ Die Gesellschaft reckte die Köpfe aus dem Gesumme. Das Geschrei kam näher. Einige Männer machten einen Soldo bereit. Der olivenfarbste von den drei Brüdern, Innocente, griff geradewegs in die Westentasche nach der ersten besten Münze, und seine Augen loderten gewaltig der Stimme in die Nacht entgegen.

„Stupenda cosa... Signori,“ brüllte es schon nahe. „Incredibile notizia da Londra... Eh... Mirando discorso del Presidente... Leggite, leggite!“

Jetzt taucht eine flinke, geduckte Figur aus dem Dunkel. Sieh da, unser Balzo, der Eidechsenquäler! „Il Polo del Nord e preso!“

Mit seinem breiten Dickkopf überfliegt er die Gesellschaft triumphierend. Kann ein König Größeres melden? Er sieht alle Hände nach ihm ausgestreckt und faßt schon mechanisch eine entsprechende Menge von Zeitungsnummern zwischen die kurzen, schmutzigen Finger... „Sei... dodici... ventun... eben ventun!“ Da erst erblickt er hinter dem Balkonpfeiler unsern Tisch und die drei Marchesensöhne. Einer von ihnen winkt ihm gebieterisch über alle Tische her. Es ist Innocente, der ihm die Zehen zertrat. Und wie ein treuer Hund beachtet Balzo keinen der einundzwanzig schreienden und heischen-

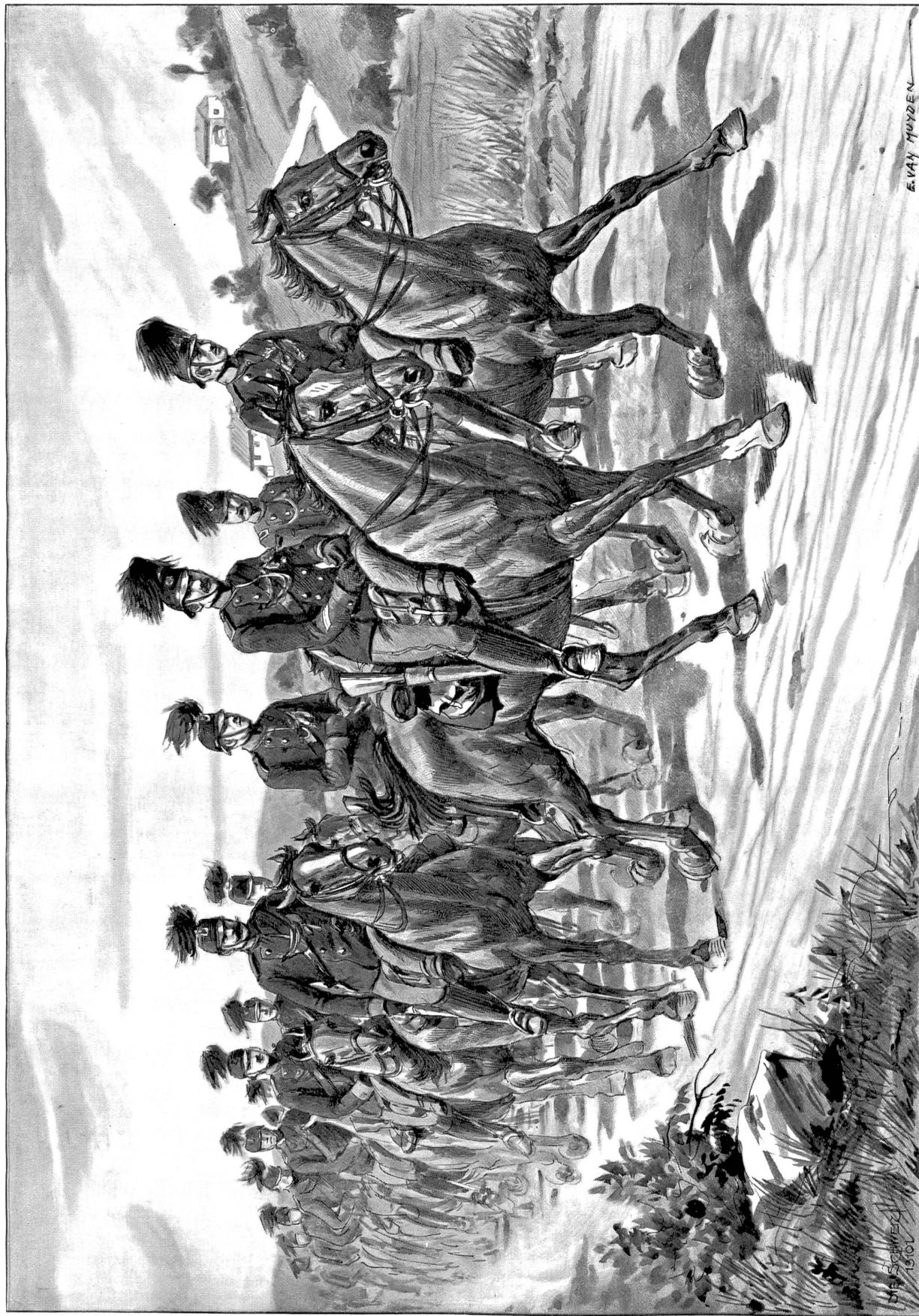
den Menschen mehr, sondern bricht sich mitten durch Gäste und Sessel hindurch Bahn und legt die erste und oberste Zeitung dem Olivengrünen mit einem tiefen Anix bequem und entfaltet auf den Tisch. Dann den beiden andern je eine. Darauf wirft der erste, schon in die Zeitung vertieft, eine Silbermünze gegen den Buben. Der, beide Hände voll Zeitungen, schnappt es wie ein Pudel mit dem Mund auf und grinst glücklich dazu. Diese bleichen Adelsbuben in den feinen gelben Hosen sind verdammt hochmütig und launisch, das ist wahr. Aber dafür geben sie ihm Silber. Das gleicht sich prächtig aus. Und sie klopfen ihm oft auf die Achseln wie einem ihresgleichen oder lassen ihn ein halbes Glas Gazzosa austrinken. Was wahr ist, muß man gelten lassen.

Nun erst, mit der Silbermünze zwischen den zuckerweißen Zähnen, geht Balzo Fedo von Tisch zu Tisch und verteilt die übrigen Zeitungen. Zwischenhinein spuckt er die Münze in den Ärmel und schreit mit heiserer Stimme weiter: „Trovato il Polo! Miratevi, Signori!... Da P — e — a — r — y!“

Also doch, also doch, sagten die Leute. Der Nordpol entdeckt! Das ist das Oberste von der Welt, das Schwierigste, das Eisigste, wo die weißen Bären hocken und wo sogar die Luft gefriert. Und ein Engländer hat ihn gefunden! Diese verfluchten Engländer! Erst haben sie sich an einem Seil in den Höllentrater des Vesuv hinuntergelassen, und jetzt finden sie mitten in Eisbergen auch noch den Nordpol. Nichts ist ihnen zu kalt und nichts zu heiß... So redet, schreit, erklärt man, gebärdet sich wie ein Mitentdecker, und der Barbier Tononi, ein geborner Römer, zeigt, wie die Seehunde watscheln, und ahmt das blöde Schnüffeln der Walrosse nach. Man plaudert von grünem Eis und von 70 Grad Celsius unter Null. Und wirklich, in die immer noch große umbrische Schwüle dieses Bergstädtchens kommt nach und nach ein kühles, süßes, eisblaues Aroma vom obersten Globus und legt sich auf das stets noch sonnenwarme Pflaster und erfrischt die müde Luft.

Die drei Herrchen lesen und rauchen und löffeln ein zweites Glas Limoneneis aus. Sie verwundern sich gar nicht über die Eroberung des Nordpols. Das gehört sich, daß man diesen Fleck Erdkugel endlich erreicht. Und überhaupt, man soll nur erfinden und entdecken und durch alles Land und alle Wissenschaft sich hindurchschwizen! Wozu sind denn die Menschen da? Doch zum Dienen und Helfen und Bequemmachen der Welt. Dafür zahlen wir sie, und dafür müssen sie uns unterhalten und die Zeitungen mit ihrer Not und ihren Erfolgen füllen. Wir reichen Marchesi sitzen dann an ein Glas süßes Eis, kaufen die Zeitung und lesen ihre Geschichten. Ehre genug für sie, unsere braven Theaterspieler!

Genußfelig schlecken sie an ihrer Süßigkeit weiter. Inzwischen hat Balzo allen sein Blatt ausgehändigt. Nun kommt er an unsern Tisch zurück. Er hat mich sogleich erkannt und zwinkert mir verschmizt mit den Augen zu. Na, Herr, soll das heißen, die Eidechse ist ja nicht verbrannt, machen wir Frieden!



Schweiz. Soldatenbilder: Bundesstruppen 1882.
Tafelzeichnung von Evert van Hinderen.

Bescheiden rückt er an mich heran und fragt: „E Lei, Signore, ne vuole? Il Messaggero?“

„Gib mir denn einen!“

„Benbene, il Polo è trovato da P — ö — a — r — y!“

„Da P — i — r — i, si dice!“ knirscht Innocente mit aufblitzenden Augen und stampft blitzschnell mit seinem schönen gelben Stiefelabsatz dem Burschen auf die Zehen, genau wo er ihn gestern gequetscht hat.

„U ch — ch — ch — risto santo!“ schreit Balzo und hebt das Bein. „Stimatissimo Signorino, perche non l'altro?“

„So gib den andern Fuß her, vorwärts!“ lacht Innocente belustigt.

Aber Balzo hütet sich wohl, den rechten Fuß auch noch treten zu lassen. Sorglich zieht er vor den gelben Schuhen seines Peinigens die nackten Füße zurück. Nun erst sehe ich, daß Innocente das wundervolle neue Paar trägt. Wie viele Füße wird er wohl mit diesen neuen Stiefeln treten? Und wann kommt wohl einmal die Reihe an ihn? Etwa nie? Das wäre gegen alle Ordnung.

Balzo Fedà jedoch blieb immer nahe stehen und beguckte mit frechen Bettleraugen die drei Eisbecher. Innocente hatte noch ein zitronengelbes Stücklein Eis im Glas. „Darf ich?“ flüsterte Balzo und streckte die Hand darnach aus.

Der bleiche Innocente wirft rasch seine angebrannte Zigarette in den Becher, daß es zischt. Dann nickt er und sagt: „So nimm jetzt!“

Balzo Fedà, nicht faul, fischt sogleich die Zigarette aus dem schwimmenden Eis, leert das Glas, bedankt sich und bittet um Feuer.

Der junge Baron zündet sich sofort eine Zigarette an, und da, wahrhaft, hält er sie Mund gegen Mund an das Stümpflein des Bettelbuben, bis dieses wieder hübsch aufglimmt. Gleich dampft Balzo eine mächtige Wolke aus beiden Nasenlöchern, bedankt sich nochmal mit tiefgeneigtem Kopf und spricht: „Vossignoria fedelissim servitor! Felice notte!“

Dann taucht er im Dunkel unter. Aber an der nächsten Straßenecke brüllt er nochmals: „Der Nordpol entdeckt von P — i — r — i! Si dice P — i — r — i!“

„Er ist ein guter Teufel,“ lachte Innocente. „Da hört, nun spricht er schon P — i — r — i!“

„Auf Ehre, das ist ein flinker Schüler,“ mischte ich mich ein. Ich konnte nicht mehr schweigen.

Der junge Herr sah mich verwundert und eiskalt an. Ich aber ließ mich nicht irre machen, sondern wiederholte mit einem boshaften Lächeln: „Geradezu ein ausgezeichnete Schüler...“

„Er ist ein armer guter Narr!“ beliebte mich jetzt der Sechzehnjährige zu belehren. Er redete nachlässig durch die Nase.

„Aber er wird bald englisch sprechen, ich wette... Diese Fußtritte...“

„D,“ nälelte das hübsche Marcheslein und blies eine blaue Zigarettenwolke aus dem Munde, „cotale non ne sente... Das spürt so einer nicht!“ Und

wohlgefällig betrachtete er seine zwei gelben, schönen, grausamen Stiefelchen.

Aber Balzo ging, die Zigarette im Mund, spuckend und den Rauch durch die Nase ziehend, mit fröhlicher, wenn auch müder Schlingelhaftigkeit in sein elendes Quartier auf die harte Strohmattlage. Er überschlug, auf dem Rücken liegend, das heutige Geschäft. Es ist ein guter Tag, dachte er. Ich habe eine Zigarette, einen sehr guten Schluck Eislimone und eine Lira bekommen. Alles von diesem großartigen Innocente di Portaglioni, ungerechnet die üblichen Tageseinnahmen. Freilich auch zwei Fußtritte. In Gottes Namen. Für eine Lira und eine Zigarette ist das nicht zu viel. Aber morgen ziehe ich die Sandalen an.

Von nun an grüßte mich Balzo Fedà immer sehr vertraulich. Sicherlich nur, weil er mich am gleichen Tisch mit seinen drei Prinzen gesehen hatte.

Am Tag meiner Abreise besuchte ich noch das Rathaus und betrachtete mir dort aufmerksam „Die Verkündigung Mariens“. Das Bild ist von Ghirlandajo. Viel Andacht war daraus nicht zu schöpfen. Es ist, wie so viele andere des gleichen Meisters, von einer gewissen malerischen Zungenfertigkeit, geschickt und sicher hingemalt und darf sich noch jetzt, nach vierhundert Jahren, in seiner farbigen Stärke sehen lassen. Aber es lebt so gar keine himmlische Atmosphäre in dieser Gruppe, alles hat seine kurze, eitelirdische Absicht, jede Wolke, jeder Engel, jedes Lächeln. Dabei geht die einzige erlaubte Absicht, Andacht, geht die ganze religiöse Seele des Ereignisses verloren. Wieder, wie so oft, versuchte ich mir umsonst das Rätsel dieses Mannes zu deuten, der so viele Fresken und Bildnisse schuf, dieses Rätsel, gemischt aus Frische und Mache, aus Theater und Natürlichkeit, aus Geistesfülle und Seelenlosigkeit.

Da zog mich jemand am Ärmel. Der kleine Balzo Fedà stand hinter mir mit seinem Bündel Morgenblätter. Er war barfuß, aber hatte eine Zehe schmierig verbunden.

„Ist das nicht gut gemalt?“ sagte er wichtig in seinem schlechten Umbrisch. „Die Madonna und der Engel dort?“

„D, das macht sich... Ich glaube, Maria war viel schöner und frömmere!“

„Das kann nicht sein. Ein Englese hat allein für den Kopf des Engels Gabriel zwanzigtausend Lire geboten — ein Englese oder Amerikaner!“

„Ach, die Engländer und Amerikaner!“ sagte ich leicht hin und zuckte die Achseln.

„Oho, Signore, das sind die geschicktesten Leute! Die verstehen die Bilder und zahlen gut. Und sie erfinden am meisten. Sie haben den Nordpol erfunden...“

„Erfunden, das glaub' ich eher als — gefunden.“

„Gefunden, gefunden, Signore! P — i — r — i ist ein Englese oder Amerikaner. Ne vuole?“ Er zeigte auf die Morgenblätter.

„Gib also!“

Er gab mir einen „Secolo“. Da erinnerte ich mich an jenen andern bremsenden „Secolo“ vor zwei Tagen. Ich zahlte ihm das Doppelte, aber



Altishofen Abb. 1. Schloßli von Südens.

klopfte dann ernsthaft auf seine Achsel und sagte: „Borgestern wollte ich dir eine Ohrfeige geben.“

„Ei was, Sie spassen! Warum denn?“ fragte der Junge und machte ein unschuldigeres Gesicht als der Engel Ghirlandaios.

„Weil du die Eidechse verbrennen wolltest. Pfui, ein liebes Tier so martern!“

„Ma, Signore,“ versetzte jetzt der Bub und lachte mit allen breiten Schaufelzähnen und unerhört ehrlichen Augen zu mir herauf, „cotale non ne sente, niente, niente... Das spürt nichts, gar nichts!“

Ich stand da wie ein verdutzter Professor, dem plötzlich mitten im Schelten der ganze Faden, ich weiß nicht wie, entchlüpft, sodaß er sucht und schnappt und um sich greift und ohne Halt, wirr und stumm in den Stuhl zurücksinft. Zulezt, um nur den so verwundernden und spöttischen Augen des Balzo zu entweichen, sagte ich in heller Verlegenheit: „So gib mir doch einen, Secolo!“ Ich zahlte das Blatt — es war das nämliche, das ich schon in der Hand hielt — und lief davon.

O ihr gefühllosen Schlingel des Südens!

Doch nein, ich nehme das zurück. Denn als ich durchs Städtlein ins Tal hinunterstieg, sah ich das Nichtlein wieder so still und frierend wie vor drei Tagen am Gesimse sitzen und scheinbar teilnahmslos ins Straßenvolk schauen. Aber dann und wann, wenn ein Gassenmensch zum Töchterchen aufblickte, nur einen Augenblick, aber mit den großen, frechen, starken Augen Italiens, dann schirmte sie das Gesichtlein rasch mit dem Fächer und getraute sich lange nicht mehr hervor. Alsdann war sie nicht mehr so alabasterbleich, sondern von einer scheuen Röte, wie nach einer großen Scham.

Ach, dachte ich mir, dieses Narni ist so ein kleines, vergessenes Bergneist. Und trotzdem gibt es da alle Freuden und Schmerzen, jeden Hochmut und

jede Niedrigkeit der Welt. Cäsaren und Bettler, Engel und Teufelchen, Tyrannen und Märtyrinnen leben hier. Und dieses Nichtlein des Bischofs, das sich heimlich verzehrt in Sehnsucht nach dem schönen stolzen Innocente und ihn doch halb verabscheut, sich schämt, ihn zu sehen und dann doch wieder für ihn mit der Inbrunst einer Heiligen betet, ist dieses Jungfräulein nicht mehr als so ein Narni-Kind, ist es nicht das junge Italien selber, nämlich jenes junge, reine, edle Italien, dessen Herz nicht im Montecitorio, noch auf dem Kapitol, noch in den lärmenden Gazetten Roms und Mailands, sondern in einer scheuen, tausendfältigen Verborgenheit schlägt und sich freut und schämt, liebt und duldet und betet für seinen Geliebten, den noch so unruhigen, ungeläuterten, aus Stolz und Hochsinn, aus cäsarischem und gracchischem Geist, aber auch aus uraltem Sklavensinn gemischten, mächtig ausschreitenden Jüngling Staat! Werden sich diese beiden wohl einmal finden?

Altishofen (Kt. Luzern).

Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wer im Gotthardzug in sausender Eile das fruchtbare Wiggertal hinauffährt, der erblickt westlich auf der Strecke zwischen Dagmerjellen und Nebikon, hinter buschigen Baumgruppen versteckt, eine hellshimmernde Häusergruppe mit blanken Mauern und ragenden Türmchen. Dort liegt, an die östliche Halde eines tannendunkeln Höhenzuges gelehnt, in einem Walde von Obstbäumen das Dörfchen Altishofen. Am anmutigsten zeichnet sich seine Silhouette vom dahinterliegenden Hügelrücken ab, wenn man am Hange des Dagmerjellerberges, die wogenden Saatsfelder zur Linken, dem gewundenen Sträßchen folgt, das dann bei einem Wegkreuz in die breite Dorfstraße einbiegt.

Altishofen blickt auf eine lange Vergangenheit zurück. Dem Namen Alteloshouen oder Altheloshouin begegnen wir bereits in Urkunden des zwölften Jahrhunderts. Das Dorf stand seit der Zeit, da uns Chronikaufzeichnungen urkundlich

überliefert sind, unter der Herrschaft der Freien von der Balm, die etliche Dörfer und Höfe in der Umgebung ebenfalls zu ihrem Besitztum zählten. Nachdem sich im Jahre 1308 Rudolf von der Balm zum Königsmorde bei Windisch hatte mitreißen lassen, wurden die Balm'schen Güter vom neuen Kaiser Heinrich VII. seinem kleinburgundischen Landvogte, dem Grafen Otto von Strazburg, geschenkt. Vier Jahre später aber ging Altishofen durch Kauf an den Deutschritterorden über, unter dessen Oberherrschaft es bis 1571 verblieb. Im Dezember dieses Jahres wurde es um die Summe von 8000 Sonnenkronen an den „Schultheißen und Kammerherrn Ludwigen Pfeiffern, Ritter, Königlicher Majestät in Frankreich Obersten, und allen seinen Erben“ abgetreten. Dieser unter dem Spitznamen „Der Schweizerkönig“ auch in der französischen Geschichte bekannte Luzerner Aristokrat baute sich allsogleich die alte Burg zu einem wehrhaften Schloßchen um (vgl. Abb. 1—3),